

„... dass in der Zukunft alles besser wird!“ – Zukunftserwartungen von Schülerinnen und Schülern

Der vorliegende Aufsatz bearbeitet die Zukunftsvorstellung von Arbeit, Arbeitsteilung und Geschlechterverhältnissen von acht- bis 19-jährigen Schülerinnen und Schülern. Die Auswertung von 500 Aufsätzen zum Thema „Ein Tag in meinem Leben in 20 Jahren“ zeigt, wie sich die Einzelnen im Verhältnis zu Arbeit und Technik, zu Beruf und Familie, zu Freizeit und Politik entwerfen. Zentrales Ergebnis ist, dass die soziale Klassenzugehörigkeit nach wie vor entscheidend bestimmt, wohin sich jemand „selbstbestimmt“ entwirft, ebenso tut dies die Zugehörigkeit zum sozialen Geschlecht. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Großen der Gesellschaft ist von Fragen der Geschlechtergleichheit wenig berührt. Junge Frauen übernehmen über weite Strecken die gesellschaftlich seit Jahrzehnten gültigen Vorstellungen einer „richtigen“ oder „guten“ Frau. Dies zeigt sich unter anderem in der Übernahme der Verantwortung für die Kinderbetreuung in imaginierten Ehen oder Partnerschaften bei gleichzeitigem halben Verzicht auf eine eigenständige berufliche Karriere.

Einleitung

Sternschnuppen haben wir unsere empirische Arbeit mit fast 500 Schulaufsätzen genannt. Der Name verweist auf das Flüchtige der Bilder, vor allem aber auch auf die Sehnsüchte, die mit diesen Himmelskörpern verbunden sind. „Imaginationsarbeit“ nennt der Psychiater Erich Wulff unseren Versuch, die Lebensentwürfe Jugendlicher zu erkunden. Wir finden die Arbeit mit dem Imaginären elementar, weil es unsere Haltung zur Welt bestimmt und unsere Schritte leitet. Ernst Bloch sagt, dass in Tagträumen man „sich bewusst Zustände, Bilder eines erwünschten, eines besser erscheinenden Lebens ausmalt, sich als künftig vorführt (...) Aber auch das Ausmalen von Geschenken gehört hierher, in der Kindheit, die Wunschlinie der Jugend, ein großer Mann zu werden, vor allem ihr Bild der künftigen Gelebten...“ (Bloch 1985, S. 92f.) Tatsächlich fanden wir in einer Studie vor 25 Jahren (Haug 1980, S. 73-77) solche Blochschen Phantasien bei den Jungen, die Weltraumeroberer, wenigstens Fernfahrer, Erfinder usw. werden wollten, keineswegs aber bei Mädchen, die allerdings in der Diktion bei Bloch

auch erst gar nicht vorgesehen sind. Ihre Wünsche waren frühzeitig zurückgestutzt auf Mann, zwei Kinder, Eigenheim und Hund. Keine utopische Energie, die widerständig Fesseln sprengen wollte.

Die Autorinnengruppe aus der Frauenbewegung nannte als Forschungsmotiv damals, herauszufinden, wie sich Mädchen zu Frauen formten. Es war dies der Beginn von Erinnerungsarbeit, von einer Vorstellung, dass Frauen sich selbst zu den Personen gemacht hatten, die sie sind, dass sie also auch darum „wissen“ und als „Expertinnen“ gehört werden müssen. Es war das selbstbewusste Ende des Opferdiskurses.

Das Ergebnis der Studie vor nunmehr 25 Jahren war für sie niederschmetternd:

„Kurz zusammengefasst, erfuhren wir die Mädchen mehr oder minder vollständig auf die geträumte Kleinfamilie orientiert, zwar mit Beruf, der sich jedoch in den von Frauen erwartbaren Zonen geschlechtsspezifischer Dienstleistungen und mit wenigen Stunden eingeschmiegt in den familiären Alltag fand.“ (ebd., S. 73)

Heute, da vieles im Umbruch ist, die Frauenbewegung in der Ferne

verschwindet, Feminismus kaum mehr als ein skurriles Schimpfwort ist, scheint es an der Zeit, eine neue Studie folgen zu lassen.

Die Aufsätze – Sample, Themen und Herangehensweise

Gerade weil auch unsere Ergebnisse eher deprimierend sind, wird man in der Zeit der medialen Verkündung von Gleichberechtigung, der gesetzlichen Verankerung von Gleichstellung der Frauen überall in Europa fragen, welche Methoden wir anwandten, ob unsere Interpretation gesichert, ob unsere Fragen verständlich waren, ob die Schule der angemessene Raum für die Frage nach Wünschen und Utopie ist. Gerade weil die Ergebnisse beunruhigen, wird man sie sich mit methodischem Zweifel vom Leibe halten wollen. So antworten wir gleich vorweg: wir haben gewiss methodische Fehler gemacht, unsere Arbeitsweise ist nicht nur ganz objektiv, wie immer bei qualitativen Forschungen, gehen unsere Vorannahmen in die Interpretation ein. Wir haben uns bemüht, solches jeweils zu reflektieren und mit zu veröffentlichen. Wir hoffen, dass sich die Le-

serinnen und Leser beunruhigen lassen und mit uns auf Veränderung sinnen oder gar handeln.

Wir, das sind zwei Sozialwissenschaftlerinnen aus zwei Generationen jeweils 25 Jahre voneinander und noch einmal 25 Jahre von der Generation der Schülerinnen und Schüler getrennt. Wir lasen und diskutierten fast 500 Aufsätze, übten so den Eintritt in eine ganz andere unbekannte und doch allzu bekannte Welt.

Die Aufsätze zum Thema „Ein Tag in meinem Leben in 20 Jahren“ (zwischen einer halben und 3 DinA4-Seiten lang, die meisten von Hand, einige mit Computer geschrieben) aus insgesamt 16 Schulen in Ost-, West-Deutschland und Österreich, aus 30 verschiedenen Klassen sind in den Jahren 2002 und 2003 verfasst. Die Schüler und Schülerinnen sind zwischen acht und 19 Jahre alt (189 Jungen und 284 Mädchen). Die Schulen reichen von einer Freien Schule mit „nicht beschulbaren“, über eine Sonderschule für „lernbehinderte“ Kinder, Hauptschulen (wobei es sich bei einer um zwei 10. Klassen handelt, mit „Schülern und Schülerinnen auf der Wartebank, solchen, die noch keine Lehrstelle bekommen haben, die Realschule vorzeitig verlassen mussten, meist solche, für die Deutsch nicht die Muttersprache ist“), eine Gesamtschule, Gymnasien sowie Höhere Technische Lehranstalten; eine Hälfte stammt gleichmäßig aus Ost und West-Deutschland, die andere aus Österreich.

Es wurde nach einem *Tagesablauf* gefragt. Diese Einbindung des Gedachten in einen konkreten Tag sollte verhindern, dass bodenlos abgehoben würde in bloßes Schwärmen. Die Perspektive in konkreten Alltag müsste in dieser Weise, so hofften wir, Gestalt annehmen, selbst wenn der Sprung nach vorn

für die Jugendlichen bislang nicht so klar war.

Bei der Durchführung wurde in einigen Klassen dennoch ganz allgemein nach dem Leben in 20 Jahren gefragt. Auch dies erwies sich im Nachhinein als sinnvoll, denn die Antworten unterstreichen die Bedeutung der Frage nach dem Tagesablauf. In der Allgemeinheit wissen die einzelnen wenig zu sagen, die Texte umfassen nur wenige Zeilen, während sie sonst ein bis drei Seiten lang sind, sie beschränken sich auf einige elementare Wünsche. „In 20 Jahren habe ich eine Stelle und bin verheiratet, mehr brauche ich nicht“, schreibt ein Junge aus einer 10. Klasse; ein Mädchen: „Ich stelle mir mein Leben ganz schlicht vor: Heiraten, Kinder, gute Arbeit“; eine andere: „Ich möchte einfach nur mit meiner Familie und Freunden glücklich leben“. Wieder eine andere möchte verheiratet sein, Kinder haben, einen Beruf, an dem sie Spaß hat, eine saubere Welt und Gesundheit, und, als wäre dies auch zuviel, ergänzt sie: „Ich hoffe, ich lebe dann noch“. Ein Junge schreibt: „Ich tue alles dafür, dass ich meinen Eltern gefalle, und dass sie stolz auf mich sind“. Die Antworten auf die Frage nach dem Leben lassen sich im Grunde auf den Kernsatz eines Schülers bringen: „Ich möchte keinen Luxus, sondern wie andere Bürger arbeiten, Kinder aufziehen, das Leben genießen“.

Eine Lehrerin hatte den Irrtum in der Fragestellung bemerkt und einen zweiten Aufsatz an einem der folgenden Tage zum *Tagesablauf* schreiben lassen. Soweit die Schüler und Schülerinnen anwesend waren (19 der 24) schrieben sie jetzt lange und konkrete Texte. Man erfährt etwas über die gedachten Praxen, weil so die Wünsche „Farbe bekennen müssen“ und in dieser Weise auch über die Notwendigkeit, Fragen

nicht zu allgemein zu stellen, wenn man etwas über die Orientierung in der Welt erfahren möchte, nachgedacht werden musste. Insofern erwies sich der Irrtum auch als Glücksfall, weil die Schüler und Schülerinnen selbst den Unterschied zwischen dem bloßen allgemeinen Wunsch und gelebtem Leben, selbst wenn es nur vorgestellt ist, aufgeschrieben haben.

Die Versicherung der Fragestellung führt in die Unsicherheit, ob die allgemeine Suche nach der Konstruktion des Imaginären bei der Schuljugend nicht ebenfalls eine Spezifizierung braucht. Gesucht wird nicht einfach nach den Wünschen, wie sie im Märchen der Gebrüder Grimm vom *Fischer und seiner Frau* eine Rolle spielen, oder auch sonst in Märchen, in denen man drei Wünsche frei hat. Obwohl nicht angenommen werden kann, dass diese allgemeinen Wünsche ganz folgenlos sind für die Orientierung in der Welt und die Wahrnehmung der eigenen Person als aktiv handelnd in Gesellschaft, wird in den Aufsätzen anders nach einem reflektierten, realitätstüchtigen Imaginären gesucht, das selbst die Probe auf Verwirklichung macht. Insofern könnte das Schreiben dieser Texte für die Schüler und Schülerinnen selbst schon ein Veränderungsprozess, ein erster Schritt sein, sich bewusst und verantwortlich in Gesellschaft wahrzunehmen.

Wir verdichteten das Material zunächst thematisch, um eine Bearbeitung zu erlauben, die die Fragenkomplexe aus der Empirie schöpft, also nicht bloß von Außen herangeht, aber auch Wirklichkeit nicht einfach unbegriffen verdoppelt.

Als wesentliche Themen schälten sich heraus: der Umgang mit gesellschaftlichen Problemen, mit ökologischen Fragen, mit High-Tech (also Produktivkraftentwicklung), mit

Kindern und Beruf, mit Familie überhaupt, mit Armut und Reichtum, mit Körper und Sexualität, Ernährung und Freizeitgestaltung, mit Freunden und Freundinnen sowie mit der Elterngeneration. Quer zu all diesen Themen prüften wir die jeweilige Geschlechtsspezifität der Lebenserwartungen und auch den sozialen oder Klassenhintergrund der Entwürfe; wo unser Material dies zuließ, spielte auch der Migrationshintergrund eine Rolle bei der Besonderheit des Zukunftsdenkens. Aus der Erinnerung an eigene Kindheit und Jugend, die wir je verschiedenen explizit als Hintergrund in unsere Auswertung bringen, schon um sie nicht hinterrücks als moralisches Urteil die Arbeit bestimmen zu lassen, „wussten“ wir noch, dass wesentliches Bestimmungsmoment für den Entwurf eigener Zukunft die Erfahrung von Begrenztheiten des Familien- und Schulalltags waren. Wir stellten uns also auch die Aufgabe, herauszufinden, welche Grenzen wahrgenommen und welche Überschreitungen angegangen werden. Was von den einzelnen als unerträgliche Fessel wahrgenommen wird, und wohin sie daraus aufbrechen wollen, stellt, so dachten wir, sicher eine entscheidende Größe für die Gewinnung von Zukunft dar und unterscheidet, da auch vom Zeitgeist und historischer Entwicklung bestimmt, die Generationen voneinander.

Die Differenzen in Alter, Geschlecht und sozialem Hintergrund machen Allgemeinaussagen schwierig; aus der Pisa-Studie gibt es schon Belege, dass deutsche und österreichische Schulen keineswegs Chancengleichheit für alle herstellen, sondern dass sie sich als Verstärkerinnen und Vollstreckerinnen von Klassen- und Schichtunterschieden betätigen. Von daher lag es für uns nahe, die Gymnasien getrennt von den ande-

ren Schulen zu diskutieren.

Die soziodemografischen Rahmenbedingungen der Schülerinnen und Schüler

Den allgemeinen gesellschaftlichen Umbruch, der für die Jugendlichen irgendwie spürbar und bewusst sein müsste, dachten wir als eine Art Rahmenbedingung ihrer Erfahrungen und Wünsche vorweg. Für die Wünsche nach Familie notierten wir: Die Zerrüttung der Kleinfamilie schreitet schnell voran. Nach dem Deutschen Mikrozensus 2001 (veröffentlicht vom Statistischen Bundesamt im Mai 2002) – lebten im April 2001 nur 47 Prozent als Paare mit Kindern (die Zahl sank in Ostdeutschland in den zehn Jahren nach dem Zusammenbruch von 1989, in diesem Umfang historisch einmalig, um 39 Prozent), darin sind schwule und lesbische Paare und Partnerschaften ohne Trauschein eingeschlossen (11 Prozent). 27 Prozent lebten als kinderlose Paare. Sieben Prozent der „Eltern“ sind alleinerziehend; die Zahl stieg in den letzten 5 Jahren um 13 Prozent; es sind vorwiegend Frauen (87 Prozent).

In Österreich gestaltet sich die Situation ähnlich dramatisch: Die Scheidungsquote beträgt 2005 bereits fast 50 Prozent, mehr als ein Drittel aller Familien hat keine Kinder. Die Zahl der Alleinerziehenden liegt in Österreich 2003 bei ca. 16 Prozent, 90 Prozent davon sind Frauen.

Die Arbeitslosigkeit in den westlichen Industrieländern steigt und hat nicht nur der Vorstellung vom Familienernährer auf Lebenszeit ein Ende gemacht, sondern schafft auch ein allgemeines Klima von Zukunftsangst, die den Alltag und die Hoffnung aufs Erwachsenwerden nachhaltig bestimmen müssen. Die Erwerbsarbeitslosenquoten liegen in

Deutschland 2005 bei rund 12 Prozent. Auch Österreich, das bis Ende der 1990er Jahre eine kaum nennenswerte Arbeitslosenquote hatte, ist in den letzten Jahren von steigender Arbeitslosigkeit betroffen. Im Sommer 2005 liegt die Arbeitslosenquote bei sechs Prozent, wobei der Anteil der Frauen in größerem Maße ansteigt als jener der Männer.

Die Teilzeitquote bei Frauen liegt in Deutschland und Österreich 2004 bei rund 30 Prozent, die der Männer bleibt in beiden Ländern seit Jahren unverändert bei drei Prozent.

2003 war auch das Jahr des Krieges der USA gegen den Irak, der weltweit Millionen Friedensaktivisten und -aktivistinnen, davon viele Jugendliche, aus Protest auf die Straße gehen ließ. Täglich wird in Presse und Fernsehen von Umweltkatastrophen berichtet. Die Erwärmung der Pole bringt praktisch für jede/n einzelne/n erfahrbar die ökologische Krise durch Sturmfluten und extreme Temperaturen ins eigene Leben.

Die Spaltung der Gesellschaft in Arme und Reiche schreitet schnell voran. Im Durchschnitt sinkt das Einkommen der meisten Schichten. Die Versorgung der Alten, der Generationenvertrag (Renten) ist in Gefahr. Krankheit (Gesundheitsreform), Hunger (Afrikanachrichten) und Tod (Kriege in immer mehr Ländern, Epidemien wie etwa Aids) bestimmen den zumindest medial erfahrbaren Hintergrund, vor dem sich eine vielleicht bessere Zukunft ausmalen ließe.

Vorweg: Die Aufsätze sind zum einen sehr konkret, was die Beschreibung des Alltags, der verbrauchten Zeit, des erzielten Entgelts oder der Frage nach Beruf und Familie anbelangt, geschrieben mit großem Alltagsverständnis. Für uns als kritische Sozialwissenschaftlerinnen, die so sehr damit leben, den Alltag als poli-

tischen Kampfplatz zu denken und die vielfältigen Dimensionen der Herstellung von Macht und Herrschaft zu reflektieren, ist es zum anderen verwunderlich, wie wenig sich die derzeitigen ökonomischen und politischen Krisen, die Kriege und ökologischen Probleme in den Aufsätzen der Schülerinnen und Schüler wieder finden. Die Nichtwahrnehmung von Gesellschaft, von den allerorts und jederzeit wiederholten und veröffentlichten Problemen scheint uns einer eigenen Forschung wert zu sein. Wie also werden Verdrängung, Schweigen, Verblendung, Taubheit als eigene Aktivitäten, vielleicht als Überlebensstrategien gelernt? Darin steckt als zweite Frage, wie diese Spaltung zwischen dem kleinen, privaten Leben und der großen gesellschaftlichen Entwicklung zumindest tendenziell aufgehoben werden kann?

Was wir fanden – die wichtigsten Ergebnisse

Die Arbeit ist zentral, aber zwischen den Geschlechtern ungleich verteilt

Der überwiegende Teil der Schülerinnen und Schüler geht mit Sicherheit davon aus, in 20 Jahren eine bezahlte Erwerbstätigkeit auszuüben. Die beruflichen Tätigkeitsfelder wurden ausführlich beschrieben. Junge Männer imaginieren sich als Erfinder, Techniker, Weltraumforscher, denken sich also in die Welt ausschreitend und eingreifend. So ein 14-jähriger Gymnasiast:

„Es war ein Tag wie jeder andere, die Kinder flogen auf ihren Anti-Schwerkraft-Skateboards, kurz ASSB, durch den Robotisierten-Metall-Park. In den Hologramm Nachrichten kamen die neuesten News über den Mars: ‚Endlich‘, sagte der Roboter Reporter, ‚nun hat man einen Weg gefunden, auf dem Mars zu leben.‘ ‚Mars, wir kommen!‘, jubelte der R-Reporter. ‚Das ist super, jetzt kann die Überbevölkerung gestoppt werden‘, murmelte ich

vor mich hin. – Aber nun musste ich zur Arbeit mit meinem Turbo Gleiter. Ich bin Computertechniker und arbeite gerade an einem Super-Laptop. Mein Job ist sehr im Aufsteigen, schon in den letzten 20 Jahren haben sich die Computer um das 21-fache verbessert. Nach der Arbeit gehe ich jetzt in mein Weltraum-Luftbett schlafen. Gute Nacht.“ (22,2)¹

Dagegen sind die Berufe der jungen Frauen eher traditionell: Es gibt Verkäuferinnen, Friseurinnen, Anwältinnen, Innenarchitektinnen und Designerinnen. Keine einzige ergreift in ihrer Vision einen technischen Beruf. Die zahlreichen (arbeitsmarkt)politischen Anstrengungen, junge Frauen für neue, nicht-traditionelle Studien oder Berufe zu gewinnen, haben ganz offensichtlich die Ebene der Zukunftsplanung nicht erreicht. Insgesamt jedoch ist das Qualifikationsniveau der Mädchen-Berufe im Vergleich zu den Aufsätzen der 80er Jahre gestiegen. So schreibt eine 17-jährige (spätere Ärztin):

„Nach einigen Stunden erfahre ich, dass die Patientin mit dem Schädelbasisbruch gestorben ist. Ich muss mit der Familie reden, dass ist eine der schwersten Seiten meines Berufes. Wenn du den Angehörigen sagen musst, dass ein von ihnen geliebter Mensch verstorben ist. Ich arbeite zwar schon lange als Ärztin in der Notaufnahme, aber das ist immer wieder sehr schwer für mich und stößt fast an meine physischen Grenzen.“ (19,3)

Das Verhältnis zum Haushalt hat sich im Vergleich zur Studie aus den 1980er Jahren ein wenig verschoben. Zwar geben einige junge Frauen immer noch explizit an, Hausfrau werden zu wollen, (Hausmann wählt keiner der Jungen), aber die Tätigkeiten zu Hause, das Putzen und Warten, das Hegen und Pflegen der Familie, die in der frühen Studie trotz Teilzeitjob das ausgeglichene Zentrum des Lebens darstellten, kommen nicht mehr wirklich

vor. Es ist, als ob ein Grauschleier über die alltägliche Familie fiel, ohne dass anderes leuchtend an die Stelle getreten wäre, bzw. ohne dass die allgemeine Verantwortung der Frauen für diesen Bereich dabei erschüttert worden wäre. Eine Schülerin schreibt ihr Leben als zukünftige Hausfrau folgendermaßen:

„Mein Mann hat auch einen Diener-Roboter gebaut, der uns jeden Tag bedient, wie zum Beispiel Kochen, Wäschewaschen und so weiter. Mein Mann verdient 4000 Euro. Ich arbeite als Hausfrau und kümmere mich um die Kinder.“ (6,4)

Eine andere so: *„Ich werde später nicht arbeiten. Meine Arbeit wird sein, mich um meinen Mann und meine Kinder zu kümmern. Mein Mann ist Erfinder und verdient im Monat 4.500 €.“ (6,5)*

Wenn Jugendliche einen Arbeitstag beschreiben, so sind die imaginierten Arbeitszeiten unter mehreren Aspekten von Interesse. In den Aufsätzen zeigt sich merkwürdigerweise, dass der Kampf um den 8-Studentag in 20 Jahren entschieden und verloren ist. Diese Grenze der Arbeitszeit wurde ja mit der Durchsetzung der neoliberalen Globalisierung eingerissen. Erst 2005 allerdings wird in Deutschland von oben eine neue längere Arbeitszeit als normal sanktioniert. Insofern schreiben sich die Schüler und Schülerinnen schon voraussehend realistisch in die Zukunft; ein 10-Studentag ist für sie normal. Die Arbeitszeiten werden von den Betrieben noch immer weiter ausgedehnt, wie dies eine Schülerin beschreibt.

„Vor acht Jahren musste ich nur bis fünf Uhr arbeiten, da hatte ich wenigstens noch etwas Zeit für mich und meinen Liebsten, um mich zu erholen und eventuell noch was zu unternehmen. Doch die Zeiten ändern sich und da immer mehr in der Firma zu erledigen ist und auch die Pension immer mehr gekürzt wird, muss man das in Kauf nehmen und sich noch mehr in die Arbeit stürzen.“ (28,1)

Viele Schülerinnen sehen sich in 20 Jahren berufstätig, jedoch oftmals auf Teilzeitbasis, dies gilt vor allem für die Lebensentwürfe der österreichischen Schülerinnen. Die Begründung für die Teilzeitarbeit ist die – von neoliberalen Regierungen gebetsmühlenartig wiederholte – angeblich bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Dies wird von den Schülerinnen ebenfalls viele Male zustimmend befestigt.

„Von 10 bis 12 Uhr arbeite ich in einem Architekturbüro und berate Architekten. Ich gebe ihnen Ratschläge und manchmal richte ich auch Wohnungen ein. Obwohl ich kein eigenes Büro besitze bzw. selbstständig bin, macht mir diese Arbeit großen Spaß. Leider kann ich diesen Beruf nicht ganz ausüben, weil es ist sehr schwierig ist, Beruf und Familie unter einen Hut zu bekommen.“ (18,28)

Oder: *„Ich habe heute noch viel vor, da wir ein großes Fest planen und ich noch das Ganze organisieren muss. Ich habe zu alledem nicht viel Zeit, da ich nur halbtags arbeite, weil ich am Nachmittag bei meinen Kindern zu Hause sein muss.“* (19,7)

Wichtigstes Argument für die Teilzeitarbeit ist die Sorge um die Erziehung der Kinder. Die Übernahme dieser Tätigkeiten durch Frauen wird offenbar von den Schülerinnen für ebenso selbstverständlich erachtet wie von den Regierungen. Eine sich ebenfalls als teilzeitbeschäftigt entwerfende Schülerin erklärt dies folgendermaßen:

„Dann erledige ich die Hausarbeit, Gartenarbeit (Gemüsegarten, Obstbäume) und pflege den Wintergarten mit den wunderbarsten Blumen der Welt. Das Wichtigste ist für mich, dass ich genug Zeit für meine Familie habe, dass meine Kinder sehr gut erzogen werden (sie nicht alles, was sie wollen, bekommen, sie nicht alles dürfen), dass sie eine ausreichend gute Ausbildung und Ernährung erhalten.“ (19,16)

Das Konzept der so genannten Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist eines der erfolgreichsten neoliberaler Ideologie; es kommt schon aus der vorhergehenden Sozialdemokratie und meint immer Frauen, die so um Vereinbarkeit ringen. Es verpflichtet die einzelne, sich um Belange des Lebens und Arbeitens zu kümmern und entlässt den Staat aus seiner Verantwortung. Das Bild der berufstätigen „Rabenmutter“, deren Kinder verwahrlosen, weil sie arbeiten „muss“, geistert auch durch einige Aufsätze der Mädchen. Die Rolle und Verantwortung der, in diesen Zukunftsentwürfen meist vorhandenen Ehemännern und Vätern wird systematisch ausgeblendet. Diejenigen jungen Frauen, die „trotz“ Familie einer Vollzeitbeschäftigung nachgehen, antizipieren bereits ihr enges Zeitkorsett.

„Um 16 Uhr verlasse ich die Arbeit und habe noch eine Stunde Zeit für das Einkaufen, bevor ich meine Tochter von der Schule abhole. (...) Zuhause mache ich dann die Hausarbeit. Mein Mann kommt um 20 Uhr von der Arbeit nach Hause, ich koche Abendessen und um 21 Uhr bringe ich meine Tochter ins Bett.“ (19,12)

Die Schilderung des Arbeitsalltags selbst bleibt allerdings fast immer vage, den Raum nehmen Freizeit und Familie ein.

Nur wenige Schülerinnen verbinden in ihren Vorstellungen von Zukunft – im Vergleich zu den Schülern – ihren beruflichen Werdegang mit Reichtum, Anerkennung oder Erfolg. Eine von diesen Ausnahmen schreibt: *„Ich habe Karriere gemacht. Meinen Traumberuf übe ich seit ca. 15 Jahren aus. Ich verdiene viel Geld, fahre ein schickes Auto, wohne in einer 150 m² Wohnung mit einer riesigen Terrasse und am Wochenende fahre ich in mein Landhaus ins Grüne zum Entspannen.“* (18,1)

Die so schreibt, ergänzt allerdings sogleich ein Gegenszenario, als würde sie eine innere Stimme moralisch

zur Ordnung rufen: *„Strebe nicht nach weltlichem Reichtum und Erfolg, denn das wahre Glück liegt anderswo.“*

„Aber: Mir wird bewusst, dass ich einiges in meinem Leben versäumt habe – was denn versäumt, werdet ihr Euch denken. Durch meinen übertriebenen Ehrgeiz, Karriere machen zu wollen, habe ich alles, was mir einst das Wichtigste war, verloren. Vor 15 Jahren ließ sich mein Mann, mit dem ich ein Kind habe, den ich über alles geliebt habe, von mir scheiden. Er nahm unser Kind zu sich – was mir damals ganz recht war. Die Geburtstage meines Kindes habe ich aus meinem Gedächtnis verdrängt – nicht einmal für ein Telefonat fand ich Zeit. Mein Terminkalender war doch immer voll. Ich lebte nur für meinen Beruf, mein sorgenfreies Leben, für den Luxus, den ich mir leisten wollte – alles andere war mir egal. Ich habe ALLES und doch hab ich NICHTS. Ich bin einsam, schon lange – mir war es nur nie bewusst – ich musste doch arbeiten. Zeit darüber nachzudenken hatte ich nie. Jetzt habe ich Zeit genug. Ich habe meinen Beruf verloren, musste mein Auto verkaufen, wohne in einer Mietwohnung in der Stadt. Wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte, würde ich alles anders machen!“ (18,1)

Im Text übernimmt die Autorin den Standpunkt der Erziehenden und unterwirft sich. Sie zerlegt den Widerspruch zwischen eigenen Wünschen und gesellschaftlich Gefordertem in ein Nacheinander, wobei letztlich, wie im Märchen, die gesellschaftlichen Werte als eine Art Strafe triumphieren. Dies ist ja keine wirkliche Konfliktlösung, sondern eine vergebliche Umkehr, in der das Subjekt so passiv bleibt wie in den meisten Texten. Die Gesellschaft und die gegenwärtige Lage, an der sich abzuarbeiten wäre, kommen gar nicht vor.

Auch eine andere Schülerin kann das Zueinander von Beruf und Leben in der Zukunft nur als Selbstzerstörung vorstellen. Sie beschreibt ihr

Leben in 20 Jahren als Zerrüttungsprozess.

„In 20 Jahren kommen meine ersten Falten und ich habe mindestens 10kg zugenommen, durch den ständigen Konkurrenzkampf und Stress in der Arbeit. Für mein Privatleben bleibt kaum Zeit. Kinder habe ich keine und möchte ich auch gar nicht. Meine Mutter ist alt und gebrechlich geworden. Den Tod meines Vaters hat sie nie richtig verkraftet. Ihr Lebenssinn besteht aus meinem Bruder und mir. Am Wochenende, wenn ich Zeit für mich finde, gebe ich gern mit meiner besten Freundin aus. Sie ist der Meinung, das Leben beginnt erst mit 30. Genau genommen endet das Leben mit 20. Man kommt ins Berufsleben, es ist aus mit den Feten am Wochenende, keine ständig wechselnden Freunde, kein Spaß, es ist nur noch Stress.“ (31,10)

In keinem der Jungenaufsätze gibt es eine ähnliche Verknüpfung von imaginiertem körperlichem Verfall, sozialer Isolation und Berufstätigkeit. Überhaupt ist der Bezug zum Körper, seinem Wohlleben und zur persönlichen Beziehung eine Fokussierung, die die Mädchen/Frauen vornehmen, während die Bezüge der Jungen/Männer weit eher den materiellen Dingen und dem individuellen Erfolg gelten.

Anders als bei den jungen Frauen, die Ferien, Festtage, Wohlsein in der Familie zum Brennpunkt machen, bezieht sich der überwiegende Teil der Jungen-Aufsätze auf einen Arbeitstag. Die Vorstellungen von Arbeit sind äußerst heterogen, bei den Gymnasiasten gibt es keinen einzigen Handarbeiter, der Großteil der jungen Männer aus den höheren Schulen sieht sich als Manager oder Selbstständiger, meistens besitzen sie eine eigene, große Firma. Schon bei der imaginierten Wahl der Berufe wird sichtbar, wie sehr die jeweiligen Schulen die realen (und künftigen) Klassen- und Schichtunterschiede verstärken. Wenden wir

uns einer Gruppe zu, die sich auf die Gewinnerseite entwirft, die erfolgreichen Gymnasiasten.

Wie oben erwähnt, wird die Arbeit selbst fast nie konkret. So etwa beschreibt einer der Schüler einen Montag: Er ist noch sehr müde vom anstrengenden Feier-Wochenende. Nach einem Frühstück, das aus einer Wurstsemmel und einem halben Liter Tee besteht, steigt er in seinen Mercedes LLS mit Wasserstoffantrieb.

„Als Marketing-Manager bei SAB-Müller Europe (der zweitgrößten Brauereien-Gruppe der Welt), deren Zentrale nach Prag aus Niederlangen übersiedelte, kann ich mir einen solchen Wagen leisten. In 30 Minuten beginnt ein Meeting und ich bin heute ziemlich spät dran. (...) Gerade noch rechtzeitig komme ich in SAB-Zentrale an. Mein Vorschlag zur neuen Marketing-Strategie für die weltweite Kette von Pilsner-Urquell-Original-Restaurants trifft auf große Begeisterung der Mitarbeiter und der Leadership. Den Rest des Tages verbringe ich in meinem modernen Büro.“ (23,7)

Erfolg bestimmt sich hier als Ergebnis der Globalisierung, die er durch seine Ideen noch vorantreibt. Er ist reich, von allen anerkannt und kann sich teure Dinge leisten. Die konkrete Arbeit wird mit dem „Vorschlag einer neuen Marketing-Strategie“ äußerst plakativ nur etikettiert, die Angabe des „modernen Büros“ ist wiederum kaum mehr als ein Zeichen seiner Bedeutung, denn nicht einmal die Innenausstattung wird sinnlich erfahrbar als schön, als bequem oder als zweckmäßig geschildert.

Arbeit besteht in den Aufsätzen der Schüler überwiegend aus dem, was sie das „Übliche“ nennen: Meetings, Sitzen in Büros, Beaufsichtigung der Angestellten und der Sekretärinnen. Dies sind die einzigen Frauen, die im Rahmen der Arbeit der Erfolgreichen, also als Unter-

geordnete vorkommen. Gemeinsam ist diesen Beschreibungen, dass die jungen Männer für sich einen eindeutigen beruflichen Aufstieg skizzieren, eine Karriere.

„Es ist Montag, ich hocke in meinem Büro einer großen Firma – meiner Firma. Ich habe wie immer fast nichts zu tun, also begeben sich hinunter zu meinen Angestellten und schaue nach, ob alles gut läuft. Meine Sekretärin, an der ich vorbeigehe, erledigt gerade Papierkram. Ich verabschiede mich schnell und fahre vom 10. Stock in das Erdgeschoss. Die Angestellten arbeiten fleißig, also kann ich nach Hause fahren. Es ist 13.30 Uhr, als ich in meiner Porsche Carrera GT steige.“ (23,6)

Diese Karrieren werden noch von drei Jungen übertroffen, die aufgrund einer Erfindung oder eines besonders zukunftssträchtigen Produktes superreich sein werden. Dies schlägt sich ebenso auf das Ausmaß und die Intensität der Arbeit nieder, sie müssen „fast nichts mehr tun“. Einer besitzt die „größte Computefirma der Welt“, einer hat (er vermerkt erstaunlicherweise „mit seiner Frau“) das „fliegende Auto“ erfunden und der dritte „besitzt eine eigene Fußballmannschaft“. Diesen drei Bereichen (Computer, Fußball, Autos) wird offensichtlich der höchste Marktwert zugedacht. Das Leben der Superreichen ist so vor allem durch die Abwesenheit von Arbeit charakterisiert.

Bemerkenswert ist, dass es keine Erwähnung eines „Opfers“ gibt, das sie dem beruflichen Erfolg gebracht hätten, wie dies bei den Aufsätzen der jungen Frauen oft formuliert wird. Sie haben in ihren Vorstellungen alles: Reichtum, Frau, Kinder, Freunde. So etwa sieht sich ein Schüler in 20 Jahren als der reichste Mann der Welt, sein Reichtum ist so groß, dass die Nullen seines Vermögensbetrages – länger als das Klingeln des Weckers – fast über zwei

Zeilen des Aufsatzes gehen. Praktisch entwirft er sich als Kopie von Bill Gates.

„Noch mal zu meinem Geld. Von meinem ganzen Tagesbetrag spende ich jeden Tag die Hälfte an Menschenhilfen und um Krankheiten auszuwischen. Nach meiner zehnminütigen Arbeit fahre ich wieder heim. Dann mach ich das, was ich jeden Tag mache, das, was mir Spaß macht. Nach einem anstrengenden Tag gehe ich schlafen. Und noch was, ich wohne am Saturn.“ (23,4)

Diese Schilderungen von Arbeit sind völlig frei von Konflikten, von Anstrengungen, einzig das Aufstehen in der Früh ist manchmal schwierig. Es gibt keine Gewerkschaft, keinen Betriebsrat, keine aufmüpfigen Angestellten.

In einem weiteren Entwurf eines Arbeitslebens imaginiert sich ein Schüler als erfolgreicher Rechtsanwalt, er hat keine Frau und keine Kinder. Im Gegensatz zu den anderen Jungen hat er es in der Früh eilig, wiewohl er nicht auf das köstliche Bio-Müsli und den herrlichen Kaffee aus der Espresso-Maschine verzichten will, dessen Duft ihn an ein fernes Land, an den Orient und an den Urlaub in der Türkei erinnert. So gestärkt bricht er auf in seinen Arbeitstag.

„Ich öffne die Tür meines Büros und begrüße meine Mitarbeiter und Kollegen. Auch hier macht sich nun der Duft von frischem Kaffee breit. Den ganzen Vormittag über beschäftige ich mich ausschließlich mit dem Fall N. Bald erkenne ich, dass die Lage doch nicht so ernst ist, wie sie sich zu Beginn dargestellt hatte. Schon liegt in meinem Kopf ein Konzept vor, wie ich den Staatsanwalt in Grund und Boden reden kann. Ein triumphales Gefühl steigt in mir hoch, erfüllt alle meine Glieder und setzt sich in meiner Brust fest. Ein Heer von tausend verschiedenen Ideen zieht durch meinen Geist.“ (23,5)

Die Schilderung dieses Tages beschreibt Konkurrenz, eine Heraus-

forderung, die er annimmt und auch positiv für sich löst. Das triumphale Gefühl ob des zu erwartenden Sieges gegen seinen männlichen Konkurrenten zeigen Kampfgeist und Männlichkeit. Die gewählten Worte kommen aus der Militärsprache: „ein Heer von tausend Ideen“ zieht durch seinen Geist. Die Arbeit als Schlachtfeld (der Gegner wird in Grund und Boden geredet), als Bühne für die männliche Selbstgewissheit. Die Leserin gewinnt den Eindruck, dass sich ihm nichts in den Weg zu stellen wagt. Der Tag ist frei von Umwelt und Sozialem, für seinen Mandanten will er auch nicht Freiheit, sondern „mildernde Umstände“.

Im Leben der Erfolgreichen gibt es keine Hausarbeit, keine Störungen des beruflichen oder privaten Alltags, keine Armut, außer in Form eines Spendenkontos für Menschenhilfe. High-Tech spielt keine besonders große Rolle im konkreten Arbeitsleben – höchstens im Autotyp –, in drei Fällen bildet sie jedoch die Grundlage für unermesslichen Reichtum. Der beschriebene Tag im Leben dieser Schüler ist ein Blitzlicht auf die imaginierte Erfolgsstory, sie wird unterlegt mit jenen Accessoires, die aus Fernsehserien oder der Werbung bekannt sind: Schöne Frauen, schnelle Autos, kostspielige Einrichtung der Häuser, Luxus und Muße. Männlichkeit und Erfolg misst sich entweder an wirklich „harter“ Arbeit, wie der Tag des Rechtsanwaltes zeigt, oder am Müßiggang, als Genussform des erhofften Reichtums.

Zukunftsängste – Dystopien

Neben den vielen Aufsätzen, die mehr oder weniger erfolgreiche Zukunftsentwürfe entwickeln, gibt es auch einige, in denen die Schülerinnen und Schüler für sich keine rosige Zukunft voraussehen. Je gerin-

ger der soziale Aufstieg ist, den die Schreibenden für sich imaginieren, desto eher wird offensichtlich, dass es auch Probleme geben könnte, die mithin an der Höhe der gesellschaftlichen Stufenleiter hängen. Wo man nicht „oben“ ist, wird die Lebensschilderung zur Dystopie, also zu einer negativen Utopie.

So etwa beginnt der Morgen eines Schülers damit, dass er Schwierigkeiten hat, munter zu werden, um dann in die Arbeit zu gehen und den ebenfalls kraftlosen Kollegen einen guten Morgen zu wünschen, der für sie und auch für ihn nicht sehr ermutigend erscheint, denn es ist ein Montagmorgen.

„Dennoch muss ich noch ein paar Stunden meine Arbeit verrichten, eine depressive, unerfüllende Arbeit, wahrscheinlich werde ich mir im Laufe der nächsten Monate wieder eine neue suchen. Die wahrscheinlich um keinen Deut besser sein wird, aber zumindest eine Abwechslung darstellt. Ich habe meinen Kollegen und Kolleginnen mit den langen Gesichtern noch längere beschert, weil ich mich von ihnen verabschiedete und ihnen noch einen schönen Tag wünschte, da ich nur Gemurmel in einem zornigen, ausgelaugten Ton hörte, dachte ich mir, dass sie bestimmt einen haben werden. Wahrscheinlich mit einem Bier vor dem Fernseher um (das Gehirn) etwas abzuschalten.“ (23,10)

Auch dieser Schüler konkretisiert seine Tätigkeit nicht, sie scheint beliebig zu sein, da einzig der Wechsel des Arbeitsplatzes Abwechslung bietet. Dass einem langweiligen, entfremdeten Arbeitstag nur ein langweiliger Abend folgen kann, erscheint logisch. Zuhause warten keine bezaubernde Frau, keine süßen Kinder, kein duftendes Essen, sondern die „Reste der Schlacht gegen die Nüchternheit“. Alkohol scheint eine der Möglichkeiten darzustellen, den Wahnsinn des Lebens zu überstehen. Als einzige positive Perspektive zeichnet sich in diesem Aufsatz

der Geburtstag des Bruders ab: „Wenigstens habe ich etwas, auf das ich mich schon freue.“ Die Geschenke sind schon vorbereitet.

„Ein Bild von mir gemalt. Das Motiv entsprungen aus meiner fast versiegten Fantasie, fast abgestorben durch die Autorität des Geldes, durch die Bemühungen, dieses zu erlangen. Das zweite Geschenk ist ein mit viel Liebe gebackener, aber wahrscheinlich scheußlich schmeckender Kuchen.“ (23,10)

In diesem Aufsatz ist eine Ursache für das Elend benannt: Die Autorität des Geldes und das mühevollen Streben danach. Dass der Kuchen wahrscheinlich scheußlich schmecken wird, obwohl er mit Liebe gebacken wurde, stellt auch noch dieses Gefühl ironisch in Frage. Der Schüler beschreibt sich selbst ansonsten als wenig aktiv, als nicht agierenden Mann, bzw. er gibt seinen eigenen Aktivitäten durch eine melancholisch anmutende Resignation den Anstrich von Vergeblichkeit. Es gibt keinen Ansatz von Ausbruch, von Wut, von Widerstand, der einzige widerständige Akt ist das Nicht-Funktionieren, die Passivität, unterstützt durch Alkohol. Selbst „die Autorität des Geldes“ bleibt abstrakt. Es ist das Bild eines Menschen, der nicht in die Gestaltung des Lebens einbezogen ist, der ohnmächtig fast bis zur Handlungsunfähigkeit ist.

Einen ähnlichen Tag, als Zukunft dystopisch und deprimierend, entwirft ein anderer Schüler, er ist schwer medikamentenabhängig, abgestumpft und suizidgefährdet, vegetiert zwischen den Arbeitszeiten in seiner Wohnung.

„Die Wirkung der Schlaftablette, die ich regelmäßig, jeden Abend einnehme, lässt nach. Langsam, aber doch noch ein wenig schläfrig, beginne ich mich zu erinnern, was vor diesem traumlosen Schlaf, dieser kurzen Nacht geschehen ist. (...) Meine Antidepressiva gehören wie das Frühstück,

das fast nur mehr aus Geschmacksverstärkern besteht, zu meinem täglichen Tagesablauf. Ich verlasse meine Wohnung, in der ich zwischen meinen flexiblen Arbeitszeiten herumvegetiere. Ich fahre mit der Magnetschwebbahn, die mit einem komplexen Tunnelsystem die ganze Stadt mehr oder minder leicht zugänglich macht. Zu Fuß gehen ist zu gefährlich, Radwege gibt es grundsätzlich nicht und auch keinen Grund, um an die frische Luft zu gehen. Endlich komme ich an meinem Arbeitsplatz an. Hier bin ich umgeben von lauter lebenswürdigen Leuten, keiner beginnt jemals Streit, keiner widerspricht mir und doch ist jeder dieser Arbeitskräfte zehnmal effektiver als ich. Genauer gesagt, es sind alles nur Programme, künstliche Intelligenz kombiniert mit genialer Technik. Jeder Roboter bewegt sich fünfmal präziser als jeder Mensch in jeder Situation! Der Kampf am Arbeitsplatz – Mensch gegen Maschine – ist längst entschieden. Klarerweise zu Gunsten der Maschinen. Das Leben ist mittlerweile zu einem ständigen Kampf geworden, der auf längere Sicht ohne grundlegende Veränderung nie und nimmer für das lebenswerte Leben entschieden werden kann!“ (23,11)

Diese Vorstellungen zeigen ein Bewusstsein von Zerstörung, nicht nur der Umwelt, sondern auch des eigenen Körpers. Es ist ein Kampf, der schon verloren scheint, auf längere Sicht: auf jeden Fall, sollte es keine grundlegende Veränderung geben. Trotz dieser Kritik an den Umweltbedingungen bleibt wieder ganz offen, wer Veränderungen herbeiführen soll. Sich selbst sieht der Schüler nicht als Akteur, er kommentiert – quasi als Zeitzeuge –, was in den letzten 20 Jahren an Krisen und Verschlechterungen passiert ist. Auch in diesem Leben gibt es keine Freunde und Freundinnen, keine Familie und keine positiv besetzten sozialen Zusammenhänge. Die Arbeit, die er täglich ausführen muss, ist nicht genauer beschrieben, auch hier hat er einen Kampf verloren,

da Roboter die besseren Arbeitskräfte sind. High-Tech als Produktivkraftentwicklung, die menschliche Arbeitskräfte überflüssig macht. Interessant ist jedoch, dass diese Maschinen als „liebenswürdige Leute“ beschrieben werden, die nicht widersprechen. Diese Verarbeitung gesellschaftlicher Widersprüche, ohne sich selbst als eingreifend Handelnder zu schreiben, bringt den Schüler in eine absurde Situation: Er ist nicht nur gefangen in einer Welt, die er als fremdbestimmt erfährt, sondern auch der eigene Körper, den er mit Schlaftabletten befriedet, wird als fremd erfahren.

Hier ist noch der Schüler zu erwähnen, der zwei Varianten seines Lebens in 20 Jahren verfasst. Einmal ist er Kinder- und Jugendpsychologe in einem Flüchtlingslager irgendwo im Ausland, arbeitet also in einem helfenden Beruf, in der zweiten Variante seines Lebens ist er tot, und auch hier kann er nichts machen.

„Ich bin tot. Eines der vielen Opfer der weltumspannenden Umweltkatastrophe. Ausgelöscht durch die Ausbeutung der Natur. Die Atmosphäre ist schon fast ganz zerstört und doch hören die Wirtschaftsbosse, geschützt durch modernste Technik, nicht auf, die Umwelt auszubeuten. Müssen denn noch mehr Menschen wie ich sterben, bevor diese sinnlose Ausbeutung aufhört? Vielleicht kann man noch etwas retten.“ (23,3)

Auch die negativen Zukunftsszenarien sind geschlechtsspezifisch verschieden. Während bei den jungen Männern die Katastrophe meist von Außen kommt, sie als Opfer von Naturkatastrophen und Kriegen vegetieren und sterben, sind die Dystopien der jungen Frauen meist von privater Ohnmacht geprägt, sie leiden und sterben in ihrer Imagination auch aufgrund persönlicher Verhältnisse, so wie eine 18-jährige Schülerin schreibt: „Dies ist der letzte Tag meines Lebens. Denk ich mir zu-

mindest. Wie jeden Tag eigentlich. Man weiß ja nie was alles passieren könnte. Es ist 7.00 morgens, ich stehe auf, mein Mann ist zurzeit auf Tournee mit den Berliner Philharmonikern. Er kommt wahrscheinlich erst in ein paar Wochen wieder. In der Zwischenzeit bin ich für mein Kind da. Wir vermissen ihn. Ich wünschte, es wäre anders gekommen. Wenn ich es noch mal entscheiden könnte, würde ich alles anders machen. Ich wäre Musiker und er müsste auf mich warten. Ich wollte es wirklich, doch ich habe es nicht geschafft. Mittlerweile ist es schon wieder Abend geworden. Ich richte meiner Tochter ein Abendmahl. Plötzlich klingelt das Telefon. Mein Mann. Er meint, er käme schon früher nach Hause. Ich bringe meine kleine Laura zu Bett. Ich lege mich in unser Schlafzimmer. Da ich wie fast immer nicht einschlafen kann, nehme ich Schlaftabletten. Ich schlafe friedlich ein. Mein Mann wird bald kommen. Er war leider zu lange weg. Das kann ich nicht mehr ertragen. Er wird mich finden, doch dann wird es schon zu spät sein.“ (18,17)

Eine andere: „Man sollte morgens aufstehen, um etwas vom Tag zu haben, doch das schaffe ich nicht. Ich rolle mich aus meinem Bett und stolpere über leere Weinflaschen, die ich am Vorabend geleert habe, in Richtung Fenster. Da stehe ich also wackelig am Fenster und würde es gern öffnen, doch das sollte ich lieber nicht, weil die Luft nach Industrie, Verschmutzung und Verwesung stinkt. Die Welt führt einen Krieg nach dem anderen, und das kann man immer und überall riechen. Ich komme mit gar nichts mehr klar, ich habe Angst auf die Straße zu gehen, habe Angst noch heute meiner Krebs-Erkrankung zu erliegen. Mein Mann hat mich verlassen, ganz langsam hat er mich verlassen. Als wir uns kennen lernten, war ich erfolgreich und jung. Und Heute, Heute bin ich alt, krank und arbeitslos.“ (18,9)

Da mutet der Aufsatz eines anderen Schülers schon fast „normal“ an: Er handelt von einem Sonntag, am Vormittag kümmert es sich um Garten und Haus, zu Mittag duftet

es aus der Küche schon fein nach einem Schweinsbraten. Am Nachmittag gibt es bei den Eltern Kaffee und Kuchen.

„Es wird viel über die Vergangenheit geredet, im Prinzip immer das gleiche. Es heißt immer „damals“. Das stimmt schon, es war damals noch ein bisschen besser. Die Belastung der Umwelt hat stark zugenommen, der Stress wird immer mehr und die Zukunft, wie sieht die aus? Nicht gerade rosig, es wird immer schwerer, Arbeit zu finden, ach, was soll es, man kann die Zukunft ja nicht voraussehen.“ (26,8)

Auffällig ist eine Polarisierung. Jenseits der beruflichen „Erfolgsgeschichten“ ist das Leben entfremdet, passiv und einsam. Dahinter steckt die Frage, wie der Entwurf eines anderen Lebens, das auch eine Kritik der herrschenden Verhältnisse beinhaltet, in einem positiven, emanzipatorischen und aktiven Kontext gestellt werden kann, wie man sich als (handelndes) Subjekt denken kann, statt in Passivität, Apathie oder Tod sich imaginieren zu müssen.

Trautes Heim

Welche Rolle spielen Partnerschaft, Frauen, Familie oder Sexualität in den imaginierten Leben dieser Schüler. Diese Frage ist auch vor dem Hintergrund von Interesse, da die gleichaltrigen jungen Frauen sich in hohem Maße auf ihre Partner, die Familie und Kinder orientieren. Für die Schüler dagegen existieren (bis auf wenige Ausnahmen) zwar Frauen (die Schüler, die überhaupt über Beziehung schreiben, sind wie fast alle 500 Jugendlichen unseres Samples heterosexuell orientiert), diese nehmen jedoch in den Tagesbeschreibungen meist eine sehr marginale Rolle ein.

Zumeist werden sie in Zusammenhang mit dem Aufwachen beschrieben: „Meiner noch tief schlafenden Frau schreibe ich einen Brief, dass ich

so gegen acht Uhr daheim sein werde.“ (23,2) Auch hier keine weitere Erwähnung mehr. Andere haben einfach Frauen und Kinder – „Ich habe eine wundervolle Frau, zwei prachtvolle Kinder“ (23,4) – als würde diese Aufzählung hauptsächlich der Vollständigkeit halber gemacht werden. Meist sind Frau oder Freundin zu Hause anzutreffen, wie dies ein erfolgreicher Firmeninhaber beschreibt, der bereits um 13.30 Uhr die Firma verlassen kann und nach Hause fährt.

„Angekommen an meinem großen Haus am Land begrüßt mich meine wunderschöne Freundin am Türeingang. Während sie noch kocht, hole ich mir ein Bier und schalte das Heimkino an.“ (23,6)

Auch in diesem Aufsatz ist damit das Thema Freundin abgeschlossen, ebenso wie in folgendem:

„Meine Freundin, eine Stammzellen-Forscherin, ist nicht mehr zu Hause und unser Sohn, der seit mehr als einem Monat in die Schule geht, sitzt auch schon in einer Schulbank.“ (23,7)

Dies ist einer der wenigen Texte, in denen die Frau/Freundin auch einen Beruf hat. Ein anderer Schüler, der, der mit seiner Frau das fliegende Auto erfunden hat, „liebt sie sehr“ und berichtet über sie, als schreibe er eine Kontaktanzeige:

„Ich wische den letzten Schlaf aus meinen Augen und küsse dann meine geliebte Frau. Sie ist blond, blauäugig und hat den perfekten Körper. Sie ist sportlich, klug, charmant, witzig, nett und vieles mehr.“ (23,9)

Ansonsten werden die Tätigkeiten der Frauen/Freundinnen überwiegend im haushaltsnahen Bereich angesiedelt, sie kochen, passen auf Kinder auf oder servieren das Frühstück.

„Nun kommt meine bezaubernde Frau bei der Tür herein mit dem Frühstückstablett und begrüßt mich ebenfalls mit einem netten ‚Guten Morgen‘.“ (23,8)

Am Ende des Arbeitstages kom-

men viele der Schüler nach Hause, nur wenige erwähnen in ihren Aufsätzen auch, wie sie den Abend mit der Familie/der Freundin konkret verbringen werden.

Andere Vorstellungen von Partnerschaft und Familie entwickeln die jungen Frauen. Eigentlich könnte davon ausgegangen werden, dass sich in den letzten zehn Jahren die gesellschaftlichen Zumutungen an Frauen in hohem Maße liberalisiert haben. Was eine „normale“ Frau, Mutter, Beziehung ist, wurde im Markt der „freien Möglichkeiten“ den einzelnen Individuen mehr oder minder zur freien Wahl anheim gegeben – dies zumindest in den größeren Städten. Man kann Kinder haben, ohne deswegen verheiratet sein zu müssen. Frauen können sich kleiden, wie sie wollen, können mit einer Partnerin zusammenleben, Karrieren jenseits von Hausfrau und Mutter verfolgen, können sich wie Alexandra Kollontai² (1977), die dies für die „neue Frau“ schon für die Zeit nach der russischen Revolution anstrebte, aus dem „Liebesgefängnis“, das ihre Persönlichkeitsentwicklung gefangen hielt, entlassen werden.

Die Zukunftsvorstellungen der jungen Frauen scheinen überwiegend von diesen Möglichkeiten unbeeindruckt zu sein, sie entwerfen sich in eine ungebrochene Fortdauer der Familienidylle. Gegen jede Prognose, dass das Familiendasein eine Zumutung für die weibliche Persönlichkeitsentwicklung sei, schreiben sich etwa die Hälfte in eine Zukunft, die ohne Weiteres aus einer Werbesendung für die Familie stammen könnte und daher auf vorgegreifende Weise die derzeitigen (2006) eröffneten Kampagnen für die Zukunft der Frau in der Familie zu unterstützen scheinen. Fortwährendes himmelblaues Glück, sanfte Zärtlichkeit, immer hilfreiche Ehe-

männer, zwei bis drei wunderbare und vor allem schöne Kinder³, ohne irgendwelche Probleme oder gar Krankheit, ein Halbtagsjob oder weniger, dass Beruf und Familie einander nicht in die Quere kommen. Ein sicheres Wohlleben. Das liest sich so:

„Nun kommt mein Mann mit einem Tablett ins Zimmer spaziert. Er ist so süß, er hat mir ein Frühstück gemacht. Alle meine Lieblingspeisen hat er zubereitet, ein Frühstücksei, einen Palatschinken und ein Schinkenbrötchen.“ (18,25)

Oder so: „Wieder einmal ist es sechs Uhr morgens, und wie jeden Tag läutet mein Wecker so laut, dass Georg und ich fast aus dem Bett fallen. Mit Müß und Not stehen wir auf, denn es bleibt sowieso nichts anderes übrig, dennoch wäre das Bett noch so gut. Was würde ich jetzt dafür geben, um noch ein bisschen weiter zu schlafen. Aber es nützt nichts, ich stehe auf und decke den Frühstückstisch. Mein Mann Georg fährt um halb sieben in die Arbeit, und ich habe ein bisschen Zeit um die Zeitung zu lesen. (...) Um sechs Uhr kommt Georg nach Hause, ich richte ihm sein Abendessen.“ (18,24)

Aus geschlechtsspezifischer Perspektive ist von Interesse, dass sich die Vorstellungen der Schülerinnen von Familie und Partnerschaft kaum mit jenen ihrer gleichaltrigen Schulkollegen decken. So etwa schreibt kein einziger Schüler ein Ende eines Tages, wie es sich die Schülerinnen so sehnsüchtig wünschen. Auf einem Sofa oder am Balkon zu sitzen, ein Glas Rotwein zu trinken, mit dem Freund/Mann über den abgelaufenen Tag zu sprechen, ein bisschen Fernsehen und zu kuscheln, wie sich dies eine Schülerin ausmalt.

„Hab uns schon eine Flasche Wein aufgemacht. Hmhmhm, ich genieße die Sonnenuntergänge am Balkon immer wieder aufs Neue. Es ist doch am Schönsten am Meer zu leben. Mein Schatz sagt: ‚Geben wir rein, mir ist kalt, darfst mich im Bett ein bisschen wärmen!‘, ‚Liebend gerne.‘, sa-

ge ich. Es ist immer so wunder-, wunderschön in seinen Armen zu liegen.“ (18,34)

Die Schüler sind nicht nur weniger auf die Familie oder ihre Freundinnen fixiert, sie entwerfen auch wenig romantische Bilder von ihrem Privatleben. Dieses existiert zwar, ihr Leben scheint aber wenig darauf zentriert. Auch die Konflikte werden relativ emotionslos beschrieben. Dass konkrete Hausarbeit in Familienzusammenhängen nur in wenigen Fällen erwähnt wird, zeigt wohl auch die Hoffnung, dass die nächste Generation zukünftiger Beziehungsmänner auf die Technik als Haushaltshilfen setzt. Kinder werden zwar manchmal betreut, allerdings beschränkt sich hier der Tätigkeitsbereich der Männer weitestgehend auf Hinbringen und Abholen von Kindern zum/vom Kindergarten/Schule, sowie auf das allabendliche Ins-Bett-Bringen. Nur einer beschreibt sich selbst als aktiver Vater und verbringt einen Nachmittag mit seinen Kindern.

Sexualität wird in den Aufsätzen kaum thematisiert. Mehr Raum finden die Männerfreundschaften, sie haben eine hohe Bedeutung für die imaginierte Zukunft der Schüler. Im Verhältnis zur Erwähnung von Frauen, Freundinnen und Familie werden die Aktivitäten mit Freunden ausführlich beschrieben. Fast in jedem Aufsatz kommt entweder ein spezifischer Freund, den der Schreiber meist noch aus der Schule kennt, vor, oder es treten ganze Freundesrunden auf. Sehr oft wird die Abendgestaltung mit Freunden bestritten. Wichtig ist bei diesen Treffen, dass viel Alkohol getrunken wird.

„Um 21 Uhr ist die Kino-Vorstellung zu Ende und wir ziehen los. Wir sind zu sechst. Um drei Uhr werden erste Stimmen laut, die nach Hause geben wollen. Um 3.30 Uhr verabschieden sich die ersten. Um 4.30 Uhr bin ich und meine

zwei besten Freunde auch am Limit und wir gehen auch heim. Ich komme nach Hause, alles schläft bereits, ich gebe ins Bett und versuche so schnell wie möglich einzuschlafen. Es war ein schöner Tag.“ (26,7)

Insgesamt wird Glück im Gegensatz zu den Entwürfen der jungen Frauen bei den männlichen Jugendlichen nicht thematisiert, es gibt Resümées (Das war ein schöner Tag), aber keine Idylle des Lebens. Nachdenklich stimmt, dass es keine positiven Utopien eines zukünftigen Lebens außerhalb der gesellschaftlichen Norm gibt, wenn die Zukunft anders ist, dann sind es Dystopien, die das Leben der Schüler bestimmen.

Zusammenfassung: Was wir erwarteten, was wir fanden

Was haben wir von den Schülerinnen und Schülern erwartet und was konnte erfahren werden? Die Ausgangsfragen waren relativ einfach. Eigentlich wollten wir wissen, ob die Mädchen im 21. Jahrhundert sich immer noch in gleicher Weise in althergebrachte Frauenschicksale entwerfen, wie sie dies vor mehr als zwei Jahrzehnten taten, oder ob die in den Medien verkündete Sicherheit stimmte, dass Mädchen von heute denen von damals in nichts mehr gleichen, und an die Stelle der alten Subordination ein allgemeiner selbstverständlicher Aufbruch getreten sei. Natürlich waren wir auch neugierig, wie die Bilder, die die Schüler und Schülerinnen von ihrer Zukunft entwerfen, tatsächlich aussehen. Beunruhigt durch zunehmenden Rechtsextremismus in den Schulen und über die durch globalisiertes Fernsehen für alle sichtbare allgemeine Zunahme an Krisen, Kriegen, Armut und Hunger fragten wir uns, ob und wie dieses die Jugendlichen von heute verändert.

Die Befunde sind in den verschiedenen Kapiteln des Buches differen-

ziert dargestellt. Hier beschränken wir uns auf die Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis von Erwartung und Wirklichkeit mit wenigen, eher plakativen Sätzen, die natürlich den einzelnen nicht ganz gerecht werden.

Auffällig war: Die soziale Klassenzugehörigkeit bestimmt nach wie vor entscheidend, wohin sich jemand „selbstbestimmt“ entwirft, ebenso tut dies die Zugehörigkeit zum sozialen Geschlecht. In einer Reihe von Punkten ist Geschlechtergleichheit (in der Fantasie) annähernd erreicht, es betrifft dies die Teilung der Haus- und Kinderarbeit, das Interesse für die Namen der Kinder und Freundinnen/Freunde, die Einwilligung in die Fremdverfügung von Zeit und vor allem den Wunsch nach Familie, am besten mit zwei Kindern. Dagegen ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Großen der Gesellschaft wenig berührt, schon gar nicht, wo es um Arbeit mit neuer Technologie geht. Dies wird auch bei der Wahl der Berufe deutlich, Mädchen sehen ihren Erwerbsarbeitsalltag generell nicht oder kaum von Hochtechnologie bestimmt. Jungen leben bereits heute visionär in einer High-Tech-Welt.

Insgesamt haben sich die gesellschaftlichen Möglichkeiten von Frauen in den letzten 20 Jahren durchaus verbreitert und vervielfacht. Dennoch fällt bei der Lektüre der Aufsätze der Mädchen auf, dass sie über weite Strecken die gesellschaftlich seit Jahrzehnten gültigen Vorstellungen einer „richtigen“ oder „guten“ Frau übernehmen. Dies zeigt sich unter anderem in der Übernahme der Verantwortung für die Kinderbetreuung in imaginierten Ehen oder Partnerschaften bei gleichzeitigem halben Verzicht auf eine eigenständige berufliche Karriere. Gleichzeitig finden sich aber

Spuren und Hinweise auf Emanzipation und Autonomie. Wie die jungen Frauen mit dieser Spaltung umgehen und ob sie die von ihnen geforderte und bereits teilweise bereitwillig antizipierte erneute Einhegung als Zumutung empfinden, muss offen bleiben. In ihren Aufsätzen finden sich allerdings keine Entwürfe von weiblicher Kollektivität. Diese sind in der herrschenden gesellschaftlichen Kultur für Frauen auch nicht vorgesehen. Insofern ist vielleicht die Flucht vor der realistischen Wahrnehmung von Welt doch einer Verdrängung von Wirklichkeit geschuldet.

Wesentlich, insbesondere für die Schüler und Schülerinnen aus den Gymnasien, ist der Besitz. Dieser konzentriert auch die Entwürfe von Zukunft ins Private, zieht die Energie aus der Welt und fixiert auf Konsum. Es gibt kein Projekt, schon gar kein gemeinsames. Eigentümlicherweise gibt es auch kaum Kulturelles, einige wenige Konzertbesuche oder der Besuch eines Theaterstücks. Dabei ist noch als Nachtrag zu berichten, dass eine Reihe von Themen, die von früheren Schülergenerationen überliefert sind, nicht vorkamen: keine Esoterik, keine Sekten, kein Faschismus, kein Rassismus. Und es gelingt offenbar einigen wenigen Schulen und einzelnen Lehrenden, vor allem in den deutschen Gesamtschulen, die Schule als demokratischen Ort zu gestalten. Die Nicht-Existenz von Rassismus oder Esoterik in den Aufsätzen ist erfreulich. Was jedoch fast durchgängig fehlt, ist eine Vorstellung von Zukunft, die eine Überwindung von Herrschaft mit einschließt, also eine Zukunft, für die es sich lohnt, zu kämpfen. Das Fehlen der Benennung der Widersprüche zwischen dem erlebten Alltag und der imaginierten Zukunft ist das eigentlich Irritierende.

Wir hatten erwartet, dass sich die

Schüler und Schülerinnen mit der Welt ihrer Eltern auseinandersetzen, sich manchmal anpassen, häufiger in Widerstand gehen, kurz, das „ganz Andere“ für sich wollen. Das Merkwürdige in diesen Texten ist, dass bis auf ganz wenige Ausnahmen, die an einer Hand abzählbar sind, diese Elternwelt nicht vorkommt, kaum gekannt zu sein scheint. So lässt sich vorläufig diagnostizieren, dass die Kulturen der Eltern und die ihrer Kinder einander nicht wirklich kennen, dass also die Vermittlung von Welt von einer Generation zur nächsten nicht mehr stattfindet.

Wenn die Welt im Großen vorkommt, so ist sie merkwürdig abgespalten von der individuellen Erfahrung der Schülerinnen und Schüler, als hätte etwa das Wissen um Arbeitslosigkeit oder Armut nichts mit der je individuell imaginierten Zukunft zu tun. Diese Spaltung zu überwinden und die wechselseitige Verschränkung von alltäglichem Leben und gesellschaftlicher Reproduktion sichtbar zu machen, ist eine wesentliche Aufgabe für die Zukunft, dies sowohl für Eltern als auch für Lehrpersonen. Die Schule wäre so als Ort eines gemeinsamen sozialen Projektes zu denken, welches auf Gesellschaftsverbesserung ausgerichtet ist.

Die Realität zeichnet ein anderes Bild. Die Pisa-Studie hat die Bildungslandschaft erschüttert, kritisch werden Schulformen, Lehrerkompetenz, Curricula diskutiert. Dass sich die Schule in hohem Maße in die Leben der Schülerinnen und Schüler einschreibt, zeigen die in den Aufsätzen beschriebenen vielfältigen sozialen Anforderungen, denen sich Jugendlichen ausgesetzt sehen, etwa die genauen, teilweise starren Zeitstrukturen oder die hohe Verantwortlichkeit für die Erziehung der imaginierten Kinder. Gleichzeitig kann den Aufsätzen jene Funktion

von Schulen nicht entnommen werden, die in einer von Individualisierung und Prekarisierung geprägten Gesellschaft von zentraler Bedeutung wären: Das Begreifen der Möglichkeit, die Gestaltung des Lebens gemeinsam mit anderen anzugehen, die Gesellschaftlichkeit der eigenen Existenz zu erkennen und sie so zu gestalten, dass sie „lebenswert“ ist. Das Herstellen dieser Kollektivität, die die Einzelnen in die Gewissheit entlässt, dass ihr Leben ihnen nicht bloß zustößt, wäre eine zentrale Anforderung an die Schule.

In der Diskussion um die Misere der Schule tritt der wesentliche „Erzieher“ der nachwachsenden Generation, das Fernsehen, nicht in Erscheinung. Wo die Schüler und Schülerinnen weitgehend künstliche Erfahrungen zu machen scheinen oder diese zumindest so nachdrücklich sind, dass sie die Ziele, zu denen man aufbrechen möchte, bestimmen, bleiben reformierte Curricula und sich abmühende Lehrer und Lehrerinnen weitgehend ohnmächtig.

Wir müssen einräumen, dass wir auch Schwierigkeiten mit den Fantasien der Schülerinnen und Schüler hatten und uns daher fortwährend kritisch prüfen mussten, ob wir im zusammenfassenden Urteil nicht einseitig waren, ob uns der Umstand, dass uns viele der ausgedachten Perspektiven wegen ihrer freudigen Einwilligung in privaten Zeitvertreib, in die Planung eines Lebens, das in der Erledigung kleiner Aufgaben und Konsumakte den Tag ausfüllt und das Leben aufgibt, bevor es begann, nicht ungerecht gegen die Texte und die Jugendlichen gemacht hatten. So lasen wir die Aufsätze wieder und wieder auf der Suche, ob nicht doch auch etwas Unverhofftes, etwas Poetisches, ein Sprung in eine Welt, in der zu leben Glück ist, auffindbar wäre.

Und so kamen wir auch zum Titel des diesem Beitrags zugrunde liegenden Buches, den wir einem 13-jährigen Hauptschüler verdanken.

„Am Abend sind alle Lichter der Stadt aus den schwebenden Laternen aus. Manchmal kann man vereinzelt eine Sternschnuppe sehe. Das war eben ein ganz normaler Tag im Jahre 2022. Meine Frau sagte zu mir, dass in der Zukunft alles besser werde. Doch haben das nicht schon viele gesagt und viele sind an ihrem Glauben zu Grunde gegangen. Aber wer weiß es, vielleicht wird doch in der Zukunft alles gut.“ (2,1)

Anmerkungen

⁴ Die Zahlen in der Klammer geben die Schule und die Nummer des Aufsatzes an, für den Fall, dass das Eine oder Andere nachgeprüft werden will.

⁵ Alexandra Kollontai lebte von 1872-1952; in den 1970er Jahren erschienen einige ihrer Texte auf Deutsch. Helmut Steiner hat im Jahre 2004 ihr Werk deutsch sprechenden Lesenden zugänglich gemacht.

⁶ Eine der Merkwürdigkeiten, die wir vielleicht zur Illusion ewiger Jugend rechnen könnten, ist besonders in den Texten aus Österreich bemerkbar, ist das Verhältnis zu den Kindern. Da ist einmal die große Zahl, die dem zukünftigen Österreich eine ziemlich junge Bevölkerungspyramide bescheren wird, denn jede der jungen Frauen sieht für sich mindestens zwei Kinder vor. Zum anderen das Alter der Kinder: Obwohl sich ja alle als Enddreißigerinnen denken müssen, haben sie (bis auf eine) ganz kleine Kinder zwischen Kindergarten und Schule. Bis auf die einmalige Erwähnung von „Kinderstress“ gelingt es allen, Beruf und Kinder problemlos zu denken. Selbst ein zweistündiger Arbeitstag ist dabei der Weg zum Erfolg.

Literatur

Bloch, Ernst: Tübinger Einleitung in die Philosophie, Frankfurt/M 1985.

Gschwandtner, Ulrike: „Wir schreiben

das Jahr 2023, der Wecker läutet gna-
denlos...“ Salzburger SchülerInnen
schreiben über einen Tag in ihrem
Leben in 20 Jahren, unveröffentliche-
ter Artikel, Salzburg 2003.

Haug, Frigga (Hg.): *Frauenformen.*
Alltagsgeschichten und Entwurf ei-
ner Theorie weiblicher Sozialisation,
Berlin 1980; 4. gänzlich überarbeitete
und aktualisierte Auflage unter
neuem Titel: *Erziehung zur Weiblich-*
keit, Berlin und Hamburg 1991.

Kollontai, Alexandra: *Die neue Moral*
und die Arbeiterklasse, Münster
1977.

Dr. Frigga Haug
Wittumshalde 5,
73732 Esslingen
Kontakt: frigga@haug@aol.com

Mag. Ulrike Gschwandtner
Solution,
Sozialforschung & Entwicklung
Paracelsusstr. 4/2
A-5020 Salzburg
Kontakt: gschwandtner@solution.co.at;
www.solution.co.at

Der Aufsatz bezieht sich auf das folgende vor kurzem erschienene Buch
der beiden Autorinnen:

Frigga Haug/Ulrike Gschwandtner: *Sternschnuppen. Zukunftserwartun-*
gen von Schuljugend heute, 167 Seiten, 9.90 €, Argument Verlag, Hamburg
2006, ISBN 388619471X

